„Der Courier"
die führende deutsche Zeitung Canadas

Berichterstatter in allen größeren deutschen Ansiedlungen

Der Courier

In unserer Druckerei sind nur Fachleute mit langjähriger Erfahrung angestellt. Wir können auch deshalb die besten Drucksachen zu niedrigsten Preisen liefern.
Man verlange Preisanschläge, Mustern und Auskunft über Drucksachen von
Western Printers Association Ltd.
1835 Halifax Str. Regina, Sask.

Land und Leute des Buchenlandes

Von Wilhelmine Mohr, Czernowitz.

Von einem Land und dessen Hauptstadt Czernowitz, das viele Deutsche umschließt, sei hier die Rede. Es gehörte zu Oesterreich, es kam nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte zu Rumänien. Es war und es ist ein vielgestaltetes und interessantes Land, das geographisch besonders durch die Dreiländer-Ecke Oesterreich, Rumänien, Rußland bekannt war. Die kleine Völkerkaste konnte man es nennen. In diesem kleinen Lande von nur 10,422 Quadratkilometer Flächeninhalt, das außerdem zu zwei Drittel Gebirgs- und Waldland ist, lebten und webten friedlich nebeneinander Nationen, Rumänen, Deutsche, Ruthenen, Russen, Polen, Juden, ferner Siedlungen kommen noch dazu wie Zigeuner (ein ganzes Dorf, wo sie seßhaft sind), Lipowaner (russische Sekte), Ungarn. Acht Kirchen verschiedener Bekenntnisse erheben sich, und einander fast in die Fenster blickend, stehen fünf Nationalhäuser, das rumänische, ruthenische, polnische, deutsche, jüdische Haus.

Sagenhaft ist der Ursprung der Bukowina, Buchenland, wegen seiner herrlichen Buchenwälder genannt; einer alten Legende nach, sind die Wälder aus den Seelen der Gefallenen entstanden. Tartaren, Goten, Rumänen — ein Dorf führt den Namen Rumanesti — Schweden, Russen, Türken und Rumänen sind mit kriegerischen Klängen über das Land gezogen. Eine Vorstadt von Czernowitz (Hauptstadt mit 160,000 Einwohner) führt den Namen eines deutschen Generals, Gartenberg (Sadagora). Im Jahre 1777 wurde die Bukowina von Maria Theresia von den Türken, die die Rumänen verdrängt hatten, erworben und blieb seitdem bei Oesterreich. Joseph II. hat deutsche Kolonisten aus Württemberg, und deutsche Glasschleifer aus Böhmen ins Land gerufen, und noch heute sind deutsche Glasschleifer in deutschen Siedlungen zu finden. Der Kern der deutschen Bevölkerung, die heute 15,000 in Czernowitz allein beträgt, ist der echte deutsche Landbauer, der Schwabe, ein unverfälschter Bauerntyp, mit hellen Augen, starkem und geraden Wuchs, in der Tracht der Bauern des großen Deutschen Reichs. Er ist der Gemüsebauer, der Milch- und Butter- und Eierlieferant. Viele von ihnen betreiben das Maurergewerbe, das nun freilich nach dem Kriege gänzlich in Verfall ist. Seine stattlichen Gehöfte im durchweg deutschen Vorort Rosch, liegen eingebettet in eine Landschaft, die an die Schönheit der Schweiz gemahnt. Es sind die reichsten und schönsten Höfe des Landes. Wenn ein deutscher Bauer heiratet, so fahren zahlreiche, mit stattlichen Pferden bespannte Wagen in die Kirche. Der gegenwärtige Pfarrer, Dr. Arz, kämpft wacker für die Erhaltung des Deutschtums, das seit Anschluß des Landes an Rumänien vielfach Einbuße erlitten hat. Czernowitz besaß die jüngste und östlichste deutsche Universität. Im Jahre 1920 zogen die deutschen Professoren gemeinsam aus dem Lande und seit 1922 sind die Pforten des deutschen Theaters geschlossen, um lediglich der rumänischen nationalen Kunst Eingang zu gewähren. Alle Versuche, ein deutsches Theaterleben wieder aufleben zu lassen, scheitern. Das Schulwesen ist romanisiert, ein letzter Schulerlaß ist etwas günstiger gestaltet und nimmt den Kindern der Minoritäten Unterricht in ihrer Muttersprache in den ersten zwei Schuljahren. Vor dem Kriege gab es 250 Klassen mit ausschließlich deutscher Unterrichtssprache.

Will man sich ein Bild von der Buntheit des Landes und der auf einem Berge am Ufer des Pruto liegenden Hauptstadt machen, so lese man die Schriften von Karl Emil Franzos, einem gebürtigen Czernowitzer, der mehrere Jahrzehnte in Berlin lebte und daselbst verstarb. Bei den Volksfesten klingen Lieder aller Volksstämme, alle Trachten wirbeln durcheinander, alle Tänze der Nationen werden im Wechsel gespielt.

Das Bild des jetzt einheitlicher im rumänischen Sinn und in rumänischen Farben gestalteten Lebens ist nicht minder bunt. Nicht nur der rumänische Landbauer, auch der hochgebildete rumänische Städter, der Schüler der Lehranstalten tragen mit Vorliebe das Nationalkostüm, das funkelnd in Farben, Formen und Glanz ist. Ungezählt sind die Motive der Stickereien, ein malerischer, selbgewebter Gürtel hält das über die Hüfte fallende Hemd zusammen, und Ketten, Messingknöpfe, Perlen hängen herab. Die Bäuerin trägt die Perlengehänge um den Hals. Man kann dem rumänischen Bauern — und das Land Rumänien hat zu 85 v. H. Bauernbevölkerung — nachsagen, daß er gutmütig ist und ursprünglich seinen Rassen- und Nationalitätenhaß kannte. Aber auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen muß man gestehen, daß die Bukowina in altgewohnter Tradition eine Ausnahme macht. Als Beweis mag gelten, daß seit 2—3 Jahren eine Bewegung von einem rumänischen Universitätsprofessor zur Vereinigung von Städtern und Landbewohnern aller Namen und Konfessionen mit Erfolg eingeleitet wurde. Am meisten Unterstützung und Verständnis findet er bei der deutschen Bevölkerung, insbesondere beim deutschen Vorstädter, dem Schwaben. Die Bewegung ist gegen nationale Verhetzung und gegen Korruption gerichtet. Es ist seltsam anzusehen, wie eine Versammlung in diesem Lande unter freiem Himmel vor sich geht. Da steht der Deutsche neben dem Rumänen, dem Ruthenen, dem Polen. Es schimmert von Farben, beinahe wie auf dem Fest in den Erzählungen von Karl Emil Franzos „Aus Halbasien." Ein jeder kann vortreten und laut seine Beschwerden vorbringen. In allen Sprachen, rumänisch, deutsch, polnisch usw.

In der ganzen Bukowina mögen etwa 80,000 Deutsche leben, teils als Beamte, Lehrer, teils, wie schon erwähnt, als Landwirte. Sie sind zu zwei Drittel katholisch, einem Drittel protestantisch. Deutsche wohnen noch in größerer Zahl in Radautz, berühmt gewesen als eines der ersten Gestüte Oesterreichs, und in Suczawa, das einst nicht nur das Zentrum der Bukowina, sondern des ganzen Südostens Europas war. Von der Bukowina nach Siebenbürgen, wo der deutsche Stamm der „Sachsen" lebt, ist nur eine Tagereise, und dereinst wird sicher bei aller fleißigen Arbeit für das engere Heimatland ein inniges deutsches Leben und Streben herrschen.

Aus der „Auslandwarte"

Die fortschreitende Rumänisierung

Das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt" bespricht eine Verordnung des rumänischen Innenministeriums vom 30. September, die verfügt, daß von den Behörden nur die rumänischen Namen der Städte, Gemeinden und Dörfer gebraucht werden dürfen, daß aber ferner auch für Flüsse, Berge, Täler und Hügel ausschließlich die rumänischen Bezeichnungen zu wählen seien. In dieser Verordnung werden die Sprachen der nationalen Minderheiten des Landes stets nur „fremde" Sprachen genannt. Es soll ferner streng verboten sein, Akten auszustellen oder Korrespondenzen zu führen, die in anderer als rumänischer Sprache verfaßt sind. Das deutsche Blatt erinnert daran, daß es wie eine befreiende Tat seinerzeit gewirkt habe, als der rumänische Regierungsrat im Jahre 1918 fast als erste Regierungshandlung die Abschaffung jenes ungarischen Ortsnamengesetzes vom Jahre 1900 verfügte, nach dem von den Behörden im inneren Verkehr nur die magyarischen Namen für die Orte und Städte gebraucht werden durften und auch diese magyarischen Bezeichnungen für behördliche Siegel und Inschriften verwandt werden mußten. Mit der jetzigen neuen Verordnung gehe nun Rumänien weit über das ungarische Gesetz hinaus und zerstöre kräftig alles Vertrauen in eine bessere Zukunft, das etwa die seinerzeitige Aufhebung des ungarischen Gesetzes hervorgerufen habe. Ebenso wie dem ungarischen Staate jenes Gesetz geschadet habe, werde die neue Verordnung dem rumänischen Staate schaden, namentlich aber die Begründung, die ihr mitgegeben sei. Die Verordnung gebe nämlich dem Bedauern darüber Ausdruck, daß immer noch einzelne Beamte von der Bedeutung der Verfügung nicht genügend durchdrungen seien, „mit der wir das Leben des Staates rascher zu rumänisieren wünschen". Dieses unverhohlene Eingeständnis des Wunsches, auf rascheste Rumänisierung nennt das deutsche Blatt „wohl die traurigste Erfahrung, die uns in der letzten Zeit zuteil geworden ist."

Heiliger Baikal

Am sibirischen Binnensee.

„Ruhmesvolles Meer, geheiligter Baikal,
Flatternde Segel, stürmezerzaust,
Heil! Nordwind, durchpflüge die Welle!
Schon umrauscht mich das Toben der Brandung.

Lang trug ich klingende Ketten,
Irrte umher in den Bergen von Akatui,
Entsprungen half mir ein alter Freund,
Nun atme ich Freiheit!"

(Sibirisches Volkslied.)

Die Fremde aus dem Südwesten Asiens lehnte sich in die Kissen zurück und sah traumerisch aus dem Fenster des Abteils in den verlöschenden Abend hinaus. „Ein armer Verbannter sang dieses Lied, den das Schicksal in dies schreckliche Land verschlug." Wir blickten schweigend auf den abendgoldenen See; weiße Segel tanzten auf der Flut und in der Ferne hüllten sich Bergriesen in graue Nebelkleider. „Jetzt lieben Sie das Land mit den weiten Räumen und gläutigen Abendröten. Lernen Sie seine Winter kennen und Sie werden es hassen wie ich." Dann sprachen wir von dem Schicksal der Verbannten und den Schrecken der Bürgerkriege.

Drei Tage schon sangen die Räder unermüdlich ihr Lied. Erst hinter Harbin, im blühenden Land und zwischen waldigen Höhen, dann auf den Wogen eines unermeßlichen Steppenozeans und zuletzt im Schoße rauschender Wälder. Nun tasten wir vorsichtig durch schwarze Tunnel und über schwankende Brücken, während neben uns die Felswand senkrecht in den Baikal abstürzt; eine Handvoll Menschen im schimmernden Zug inmitten der bahnlosen Nachtwüste. Wir waren schnell Freunde geworden: Der junge Künstler, der von Peking nach Moskau fährt und uns die Stunden durch sein Spiel verkürzt; das Mädchen aus Harbin mit dem Budenköpfchen, dessen Mund nie stille steht und immerfort von den Herrlichkeiten des Ostens plappert; die Orientalin endlich, die wie ein exotisches Röschen in den Kissen kauert und schweigend den Duft der Zigarette einzieht.

Man redet wenig in den langen Stunden und man hat das Gefühl, als ob man vorwärts und rückwärts die Brücken zerbrochen habe und so zusagen im leeren Raume schwebt.

„Baikal!" Die kleine Station kann kaum die Menge der Passagiere fassen, die sich auf festem Boden einmal die Füße vertreten wollen und ihre Einkäufe machen. Diese Einkäufe sind noch immer der Sport aller Sibirienfahrer, die es vorziehen, sich selbst zu verpflegen statt sich im Speisewagen teuer und schlecht bedienen zu lassen. Auf seinem deutschen Kleinstadtmarkte kann man besser und billiger einkaufen als auf sibirischen Bahnhöfen? Da sind Eier, Butter, Milch, gebratene Hühner und herrliche Baikalfische, und für die Leckermäuler gibt es Erdbeeren, Waldbeeren und reife, köstlichste Schlagsahne; all das kostet wenige Zent und wird peinlich sauber serviert, so daß es eine Lust ist, einzukaufen. Ein dreimaliges Glockenzeichen beendet das bunte Markttreiben, alles eilt in die Wagen und während der Zug langsam anzieht, werden in den Abteilen die Gerätschaften zum abendlichen Picknick ausgebreitet; den Trinkbecher und das Besteck führt jeder mit sich und die großen Leckerbissen werden aus der gemeinsamen Schüssel verspeist; das gibt Gelegenheit zu manchem reizenden Intermezzo, und so bilden die Picknicks die Glanzpunkte der langen Fahrt.

Ich schlafe unruhig in dieser Nacht. Der Zug schüttelt stark und das intensive Mondlicht scheint in alle Ritzen des Wagens zu dringen. Kurz nacheinander sind auf dieser Baikalstrecke zwei Expreßzüge entgleist, wir hatten ihre Trümmer neben den Schienen liegen sehen. Niemand wußte zu sagen, ob die Katastrophen auf ein Attentat oder auf Steinschlag zurückzuführen waren, doch fuhr während der ganzen Nacht eine Draisine vor uns her, während der Zug langsam wie das böse Gewissen einherschlich. In dieser Nacht hat keiner der fremden Passagiere ein Auge zugetan; doch meine Reisegenossen schliefen unbekümmert um die Gefahren da draußen, bis sich in den hellen Morgen hinein.

Alles lag in den Fenstern, als das unvergleichliche Panorama von Irkutsk erschien. Goldene Kuppeln badeten sich in der Morgensonne und aus dem majestätischen Bett der Angara stieg weißleuchtend die Reihe der Schulen und Verwaltungsgebäude empor. Bald saß der Iswestschick im rauhen Kittel vor uns auf dem Kutschbock und in holpernder Fahrt ging es die Bahnhofstraße hinab, über die wiegende Schiffbrücke und ratternd in die Stadt hinein. Ein weißbaariger Priester trat uns im Vorraum der Kathedrale entgegen, der mit gewaltigem Schlüssel das eiserne Tor zum Kircheninnern aufschloß. Unsere Schritte weckten das Echo in dem ungeheuren Raum, durch die hohen Kuppelfenster fielen die Sonnenstrahlen steilrecht auf die marmornen Fliesen. Von dem Umgang der Kuppel öffnete sich ein herrlicher Rundblick auf die Stadt, das sibirische Moskau, mit seinen Kirchen und Palästen und auf das weite, fruchtbare Tal. Wo waren die Schrecken der Bürgerkriege, die über dies Land dahinfuhren wie eine fressende Flamme? Der sibirische Winter hat alles mit seinem Schneekleid zugedeckt und der Sommer dem Bauern gute Ernten und glutvolle Tage gebracht.

Dr. W. Hagemann.

Gefahren des Perlenfischens

Der Untergang einer Perlenfischer-Flotte von 700 Mann im Persischen Golf, der kürzlich berichtet wurde, zeigt wieder einmal, mit wie großen Gefahren diese köstlichen Schätze des Meeres ans Licht gehoben werden und mit wieviel Jammer das Gewinnen dieser „leuchtenden Tränen" verbunden ist, die unsere Damen schmücken. Wirbelstürme von so furchtbarer Gewalt wie der letzte, sind glücklicherweise selten, aber auch sonst umdräuen den Perlenfischer alle möglichen Gefahren. Da man glaubt, daß die Perlen umso weißer und schöner sind, aus je größeren Tiefen sie heraufgebracht werden, so suchen die Taucher immer tiefer gelegene Muschelbetten auf und dringen oft bis zu 70 Fuß ins Wasser. In solchen Tiefen sind Abenteuer mit Meerungeheuern alltägliches Erlebnis. Angriffe von Haifischen kommen sehr häufig vor, und der Perlentaucher ist gewohnt, dem „Tiger des Meeres" mit seinem Messer zu Leibe zu gehen; aber noch viel schrecklicher ist die Anwesenheit der furchtbaren Schwertfische, gegen die die Taucher ganz machtlos sind. Schon mancher Taucher ist von einem solchen Fisch in zwei Teile zerschnitten worden. Die bedeutendsten Perlbänke liegen an den Bahrain-Inseln, und die Bahrain-Perlen wurden schon in alten Zeiten besonders hoch geschätzt. Die Gelehrten reihen diese Perlen unter die wissenschaftlich festgelegten Arten als „meleagrina vulgaris" ein; gewöhnlich aber nennt man sie Lingah- oder Bombay-Perlen nach den Häfen, von denen aus sie exportiert werden. Die besten dieser Bahrain-Perlen besitzen eine wundervolle Klarheit und jenen reichen matten Glanz, der ohne jeden Hauch und jede Trübung ist. Viele sind durch dunkle Ränder ausgezeichnet. Der Zauber dieser Perlen ist so gewaltig, daß schon aus dem Altertum berichtet wird, keine Frau könne diesem Glanz widerstehen. Die Eingeborenen zerstoßen die kleineren Perlen zu Pulver und mischen sie unter ihre Heilmittel; Perlenstückchen werden auch mit Betelnuß vermischt und verkauft, weil man ihnen einen heilkräftigen Einfluß zuschreibt. Der Beherrscher dieses Gebietes, aus dem die kostbarsten Perlen kommen, ist der Scheik von Bahrain, ein arabischer Fürst, dessen Vorfahren schon seit vielen Jahrhunderten hier regieren. Der gegenwärtige Scheik erregte großes Aufsehen, als er in diesem Jahr auf der Ausstellung von Wembley in London erschien. In seiner hohen Gestalt verkörperten sich aber auch alle Wunder des Orients, denn er trug einen über und über mit Goldschmuck gezierten Turban, einen wallenden Burnus und im Gürtel einen Dolch, dessen Griff mit den herrlichsten Perlen besetzt war. Auf der Faust saß ihm ein Falke, und so war er ein Sinnbild jenes geheimnisvollen und gefährlichen Zaubers, der die Perlen seines Heimatlandes umgibt.

Aussterbende Tiere.

Von J. N. Weisfert

Der Wisent, eines der vornehmsten Naturdenkmäler der Tierwelt, steht vor der Gefahr des Aussterbens. Seine Dezimierung macht rasende Fortschritte, und wenn die Methoden, die man ersonnen hat, um das seltene Wild vor der völligen Vernichtung zu bewahren, nicht auf das peinlichste durchgeführt werden, dann ist der Tag sicher nicht mehr fern, an dem der zottige, ungeschlachte Geselle, der in Europa nur noch in wenigen zoologischen Gärten als größte Seltenheit gezeigt werden kann, für immer der Vergangenheit angehört. In freiem Wildlauf wurde der letzte Wisent in Europa schon im Jahre 1755 zwischen Tilsit und Libau erlegt. Nur vereinzelt trifft man das Tier noch im nördlichen Persien und bis zum Ausgange des Weltkrieges kam es auch noch im Kubangebiet des Kaukasus vor.

Die Naturgeschichte predigt ein ständiges Werden und Vergehen. Die Trilobiten und Panzerfische der Paläozoischen Zeit, die Dinosaurier und Flugeidechsen, die Fischsaurier der Sekundärzeit sind längst dahin. Die Wissenschaft hat eine Reihe gelehrter Theorien aufgestellt, die das Aussterben der gewaltigen Tierriesen der Vorzeit erklären sollen. Bezüglich des Mammuts hat man lange angenommen, daß es der wachsenden Kälte in den nördlichen Breiten schließlich zum Opfer fiel. Neuerdings aber ist auch diese Erklärung verworfen worden. Wahrscheinlich ist es so gewesen, daß das Tier, als der Urwald im Norden infolge der wachsenden Kälte sich immer mehr lichtete, seine gewaltigen Stoßzähne nicht mehr zum Knicken der Zweige gebrauchen konnte. Diese Stoßzähne wuchsen infolgedessen ins Ungemessene und krümmten sich in weitem Bogen rückwärts. Dadurch wurden die Tiere belästigt und verletzt und schließlich ihr Untergang herbeigeführt.

Der Aurochs, im Nibelungenlied Ur genannt, war im Mittelalter in England und Deutschland durchaus keine ungewöhnliche Erscheinung. Noch im 14. Jahrhundert traf man ihn in den dichten pommerschen Waldungen an. Aber schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts war er in Deutschland fast gänzlich ausgestorben. Die Seekuh, ein walähnliches Ungeheuer, das eine Länge von acht Metern erreichte und dessen Kopf mit dem einer Kuh viel Ähnlichkeit hatte, wurde im Jahre 1738 entdeckt, war aber schon nach weiteren dreißig Jahren vollkommen verschwunden. Nach den Berichten Nordenskolds soll allerdings im Jahre 1854 wiederum ein Exemplar in der Beringstraße beobachtet worden sein. Auch das Quagga scheint bereits völlig ausgestorben zu sein. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bevölkerte dieser Vetter des Zebras noch zu Tausenden seine afrikanische Heimat. Aber schon zwischen 1865 und 1870 war er — vermutlich nicht zum wenigsten durch den Menschen, der auf ihn Jagd machte — aus der Kapkolonie völlig ausgerottet. Auch der nicht gerade besonders sympathische Luchs ist im Aussterben begriffen. Vereinzelt kommt er noch in den Alpen vor, doch mußte der Letzte seines Stammes in Deutschland schon anno 1846 von einer Kugel getroffen, sein Leben lassen. Der Wolf, sicherlich auch kein angenehmer Zeitgenosse, wandelt nur noch sehr selten in strengen Wintern aus Frankreich und Rußland zu uns herüber und hat sich ganz nach Südosteuropa und nach dem nördlichen Skandinavien zurückgezogen, wo er aber anscheinend auch schon seltener wird. Ebenso ist auch der braune Bär schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts in den deutschen Wäldern so gut wie ausgestorben.

Zu denen, die anscheinend dem Tode geweiht sind, gehört auch die Wildkatze, die nur noch selten im Harz, im Siebengebirge und an der Mosel angetroffen wird. Um ihr völliges Eingehen zu verhüten, wird sie daher trotz ihrer Schädlichkeit aufs sorgfältigste geschont. Mit besonderer Sorge aber muß jeden Jäger und überhaupt jeden Naturfreund die Tatsache erfüllen, daß auch der Elch (Elentiere), der gewaltige plumpe Schaufler, der früher rudelweise die deutschen Wälder belebte, anscheinend von der Natur auf den Aussterbeetat gesetzt ist. Schon während des siebenjährigen Krieges machte sich eine starke Abnahme seines Bestandes bemerkbar, so daß ein Schongebot für ihn erlassen ward. Es half aber alles nichts. Ein besonderer Schutz wird trotz seiner Schädlichkeit auch dem Biber gewährt, der früher in ganz Mitteleuropa heimisch war, jetzt aber nur noch im Gebiet der Elbe und der Mulde zu finden ist.

Auch unter den Vögeln gibt es viele Todeskandidaten. Wie bei den Säugetieren sind viele Gattungen, die früher außerordentlich zahlreich verbreitet waren, völlig vom Erdboden verschwunden. So beispielsweise die Dronte, auch Dodo oder Dudu genannt, ein Mittelding etwa zwischen Schwan und Pelikan. Dieser Vogel, der im 15. und 16. Jahrhundert zu Tausenden auf den Inseln Mauritius und Reunion brütete, ist seit dem 18. Jahrhundert völlig ausgestorben, und der schwarze Emu, eine in Südaustralien lebende Kasuaart, der 1803 entdeckt wurde, war schon 20 Jahre später nicht mehr zu finden. Schwarze Störche, die früher ebenso häufig wie die weißen waren, sind heutzutage eine Seltenheit. Der Kormoran muß seine Schuld, ein großer Fischräuber zu sein, anscheinend auch mit einem frühen Tode sühnen. Der Seeadler ist bereits unter gesetzlichen Schutz gestellt und auch der Bestand der Steinadler geht immer mehr zurück. Ganz summarisch sei erwähnt, daß auch der Eisvogel, die Rohrdommel, das Haselhuhn, die Elster, die Wachtel, die Mandelkrähe, der Fischreiher und der Wiedehopf von der Natur anscheinend für einen großen Abbau bestimmt sind. Dem Tode verfallen erscheint endlich auch der auf Neuseeland heimische Kiwi, ein Sumpfvogel von geradezu grotesken Aussehen. Der kleine Bursche, der zur Gattung der Schnepfenkrauze gehört, sich von Insekten nährt und sehr schnell laufen kann, hat einen langen, gekrümmten Schnabel. Die Flügel sind gänzlich verkümmert, ein Schwanz ist überhaupt nicht vorhanden. Das Sonderbarste aber ist, daß er statt der Federn eine Art Behaarung trägt. Es wäre jammerschade, wenn dieses urkomische Geschöpf, das von den Eingeborenen mit Hunden gejagt wird, in kurzer Zeit vollkommen vertilgt sein sollte.

Es kann leider nicht verschwiegen werden, daß den Menschen ein sehr bedeutender Teil der Schuld an diesem Aussterben ganzer Tiergattungen trifft. Und noch weniger darf verschwiegen werden, daß ein großer Anteil dieser Schuld auf das Konto der Damenmoden zu setzen ist. Zahlreiche farbenprachtige Papageien der Antillen sind durch ihre schönen Federn ins Verderben gebracht worden und von demselben Geschick sind auch die Paradiesvögel Neu-Guineas und verschiedene Kolibriarten bedroht. Aus einem „Aufruf an die Damen Englands" ergibt sich, daß ein einziger Londoner Händler in einer einzigen Sendung 32,000 tote Kolibris, 80,000 Wasservögel, 800,000 Flügelpaare erhielt und daß nicht weniger als 40,000 Seeschwalben in einer einzigen Saison aus Long Island für Putzzwecke nach London abgesandt worden sind (!) Anzuerkennen ist, daß auf den Straußenfarmen ängstlich darauf gesehen wird, daß nicht zu viel Tiere dem Begehren nach kostbaren Straußenfedern zum Opfer fallen, genau so wie auch die früher zu sehr ausgedehnten Elefantenjagden zur Erlangung des kostbaren Elfenbeins wesentlich eingeschränkt worden sind. Durch die Ausartung des Jagdsports wird unter den Tierbeständen sehr erheblicher Schaden angerichtet und vollends ist die Hinschlachtung großer Mengen von Singvögeln, wie sie in gewissenloser Weise in Italien betrieben wird, zu verwerfen. Andere Gründe für das Aussterben zahlreicher Tierarten liegen wohl auch in dem intensiveren Betriebe der Landwirtschaft und der Industrie. Wälder werden abgeholzt, es fehlt in ihnen an dem notwendigen Buschwerk für das Brutgeschäft. Auch die immer ausgiebiger betriebene Fischerei, die Verseuchung der Gewässer mit schädlichen Stoffen aus den Industrieanlagen sind sicherlich nicht ohne Einfluß auf die allmähliche Vernichtung. Den zahlreichen Tierschutzvereinen erwächst aus all diesen Gründen eine weitere, sehr bedeutungsvolle Aufgabe: Sie dürfen nicht nur ausschließlich darauf bedacht sein, die Tierquälereien in ihrer ganzen Verächtlichkeit darzulegen und zu bekämpfen, sie sollen auch an ihrem Teil mit allen Mitteln dafür eintreten, daß die Tiere mehr als bisher gehegt und gehütet und die besonders gefährdeten Arten dadurch vor dem sonst unfehlbaren Untergang bewahrt werden.

Ueberall Begeisterung
für den
Courierkalender
1926

Unser neuer Kalender, der Deutsch-Canadische Hausfreund für 1926, ist bereits in Tausende von deutschsprechenden Familien als herzlich willkommener Gast eingezogen. Außerdem wird er bis Weihnachten und Neujahr in großer Zahl seine Reise über den Ozean zu den deutschen Familien des alten Landes beendigt haben.

Aus unserem Leserkreis haben wir bereits

viele Anerkennungen

erhalten, welche beweisen, daß überall eine wahre Begeisterung für unseren Kalender herrscht. Alle bewundern seinen abwechslungsreichen, gediegenen Inhalt und erfreuen sich an den schönen ernsten und heiteren Erzählungen.

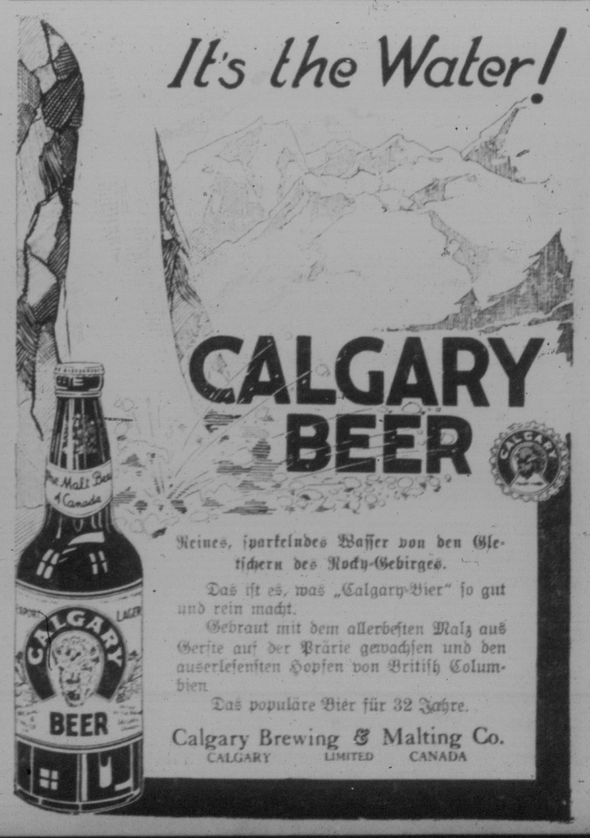
Wer den Courierkalender für 1926 noch nicht bestellt hat, möge uns sofort seine Adresse mitteilen und 50 Cents pro Stück beilegen. Am einfachsten ist es, wenn man den Bestellzettel auf der Romanseite des „Courier" benützt.

Wir sind auch gerne bereit, Kalender an die Verwandten und Freunde unserer Abonnenten in Europa oder in den Ver. Staaten zu schicken, wenn uns die genauen Adressen dafür angegeben werden. Wir berechnen dafür ebenfalls nur 50 Cents, obwohl uns die Sendungen nach Europa höhere Postauslagen verursachen.

Man beeile sich mit der Kalenderbestellung

solange noch unser Vorrat reicht, und schreibe an

„Der Courier",
1835 Halifax Street, Regina, Sask.



Reines, sprudelndes Wasser von den Gletschern des Rocky-Gebirges.

Das ist es, was „Calgary-Bier" so gut und rein macht.

Gebraut mit dem allerbesten Malz aus Gerste auf der Prärie gewachsen und den auserlesensten Hopfen von British Columbien.

Das populäre Bier für 32 Jahre.

Calgary Brewing & Malting Co.
CALGARY LIMITED CANADA